



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bilder aus der Nähe und Ferne. II. : Italien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bilder aus der Nähe und Ferne.

„Wer Menschen menschlich sehen, und an die Liebenswürdigkeit der menschlichen Natur wieder Glauben gewinnen will, der muß reisen.“

II.

Italien.

Adolf Stahr, Ein Jahr in Italien. 1. Bd. Oldenburg 1847. Schulze.
E. Willkomm, Italienische Nächte. Reisskizzen und Studien. 2 Bde.
Leipzig 1847. Fleischer.

Seit Goethe gehört es unter gebildeten Leuten so sehr zum guten Ton, in das Zion der Kunst zu pilgern, daß es bald eine Art Auszeichnung sein wird, sagen zu können: ich war noch nicht in Italien. Was man dann gesehen, gehört, erfahren, will man denn auch gern Freunden und Bekannten der Heimath mittheilen. Theils erregen die alten Gegenstände, von befreundeten Augen angeschaut, ein neues, lebendigeres Interesse, theils hebt die Persönlichkeit, was sonst alltäglich oder gleichgültig wäre. Was man also mit Lust und Liebe sich ausgemalt, im vertrauteren Kreise erzählt, will man dem größern Publikum auch nicht vorenthalten. So bringt uns denn beinahe jedes Jahr neue Beiträge zur Kenntniß jenes gelobten Landes, und wenn man auch nicht gerade Lust hat, von Anfang bis zu Ende dem Reisenden in einer Tour zu folgen, die Millionen vor ihm gegangen sind und Millionen nach ihm betreten werden, so blättert man gern darin, und erfrischt entweder die Erinnerung an lieb gewesene, oder halb verwischte Züge, oder man übt die Phantasie, sich nach dem gegebenen Rahmen auszumalen, was der eigenen Anschauung ein ungünstiges Geschick entzieht.

Die beiden Schriften, über die wir hier berichten, sind anmüthig und lehrreich geschrieben, ich möchte die Auffassung der ersten aristokratisch, die der zweiten demokratisch nennen; wenn der erste Reisende uns überall den Eindruck eines feingebildeten, denkenden und sinnigen Mannes macht, so heimelt uns in dem zweiten etwas Deutschgemüthliches, etwas Bier, Sauer-

fraut und Gustav-Adophsverein an, wir gewinnen den Wanderer lieb, der über dem bunten Leben in der Fremde die rauhere Heimath nicht vergißt.

Adolf Stahr erzählt in seinem ersten Bande, der uns vorliegt, und der beläufig 438 tüchtige Seiten umfaßt, seine Reise von Oldenburg nach Nizza, von Nizza nach Florenz, von da nach Rom, den Aufenthalt in Rom, eine Villegiatur in Aricia, die Fahrt nach Neapel, eine Villegiatur in Sorrent, einen Ausflug nach Pästum, und gibt uns zum Schluß noch eine kleine ästhetische Abhandlung über den hellenischen Tempelbau, zum Theil Auszug aus den Werken von K. Bötticher: die Tektonik der Hellenen, und Schnaase: Geschichte der Kunst; eine Abhandlung, in der über die gothische Kunstform ziemlich streng abgeurtheilt wird, so streng, daß die Germanen dargestellt werden, „als energische Handwerker, deren Formensprache ein so todter, mathematischer Schematismus blieb, daß sein conventionelles Verständniß an die Umhegung der Bauhütte und ihre handwerksmäßige Tradition gebunden, dem Nichttechniker aber verschlossen blieb, daher auch kaum das Ende des Geschlechts überlebte und mit der sinkenden Mechanik verloren ging,“ die Hellenen dagegen „als durch und durch gestittigte, aber in der Natur eingeschlossene und von der Mutterbrust derselben ihren geistigen Lebensstrom saugende Dichter.“

Als Motto hat Stahr seinem Buche den schönen Goethe'schen Spruch vorgesezt: „Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzig Reelle und was wieder Realität hervorbringt. Alles andere ist eitel und vereitelt nur.“ Diese Lust am Seienden gibt ihm denn auch ein gutes Auge dafür, macht seine Schilderungen lebendig und heiter und hebt ihn aus den düstern Irrgängen der Reflexion in das lebensvolle Reich der Anschauung und der Kunst. Während aber Willkommen in seinen Schilderungen überall das Handgreifliche, Feste, Derbe und Grobe hervorhebt, sieht Stahr's feiner Sinn überall das Zierliche, Feine; und nach diesem ästhetischen Maßstabe seines Auges fällt auch sein Urtheil aus. Was man im Kopfe hat, geht auch in die Sinne über; zwei verschiedene Menschen, die an demselben Gegenstand vorübergehen, werden auch Verschiedenes wahrnehmen, weil der äußere Sinn nur Träger des innern ist. Beispiele: „Mein Schiffer war ein schlanker Bursche, mit einem feinen französischen Gesicht. Er war aus einem kleinen französischen Ort, 10 Stunden von Genf. Es war noch ziemlich früh, und da es ihm schien, als werfe ich beim Einsteigen einen musternden Blick auf seine gestickten Schifferhosen und seine Alltagsjacke, so hielt er es für nöthig, sich zu entschuldigen, indem er sagte: „Pardonnez Monsieur que je me trouve encore dans mon negligé, mais je n'ai

pas en le temps de changer.“ So sind sie alle; überall Selbstgefühl, Selbstachtung der eigenen, wie der fremden Persönlichkeit. Und wie beherrschen diese Menschen, selbst die der ärmsten Klasse, ihre Sprache als ihr Eigenthum! Das geringste Mädchen aus dem Volke sagt mir auf meine Fragen in der feinsten und zuvorkommensten Weise Bescheid, indem sie nicht selten noch irgend ein artiges Bonmot, eine zierliche Bemerkung mit in den Kauf gibt. Es ist mir schon eine wahre Lust mit diesen Menschen zu reden.“ Stahr reist mit zwei altadeligen Aristokraten, von denen der eine ein katholischer, der andere ein protestantischer Gläubiger ist. „Der Erste, ein feines, altfranzösisches Gesicht, mit sanftem, liebenswürdigem Ausdruck, gefiel mir bei weitem besser als sein Freund, der als deutscher Pietist sich pointirter in christlicher Phraseologie zeigte. Wahrhaft rührend war es mir, als der Erstere auf meine Bemerkung, daß die Einsamkeit bei der Aussicht auf so lange Trennung von den Meinen mir zuweilen schwer auf's Herz falle, ohne alle Affectation im Tone herzlichster Theilnahme erwiederte: „Mais souvenez vous qu'il y a un ami qui nous suit partout!“ worauf er seine kleine Bibel herauszog und mir die Stelle des Evangeliums vorzeigte, in welcher es heißt: Ich werde bei euch sein bis an der Welt Ende.“ Man wird verstehen, warum ich diese feine gelinde Ironie aristokratisch nenne, wenn ich folgende Erzählung des guten Demokraten Willkomm aus München hier anführe. Er ist in einem hairischen Bierhaus. „Daß ich ein Norddeutscher sei, war nicht lange geheim zu halten, auffallen mußten mir aber die Bemerkungen, welche einer der muntern, vielschwagenden Gäste machte, und die sehr unverholen die Meinung aussprachen, daß man keine sonderliche Lust habe, Preußen unter sich zu dulden. Dem Sachsen ward nun zwar der Aufenthalt gestattet, er hatte aber viel zu ertragen, da nunmehr ein wunderliches Gespräch auf's Tapet kam, das sich um die leidigen Vorgänge des 12. August drehte. Froh, diesem nichts weniger als erquicklichen Gesprächsthema entronnen zu sein, hielt ich anfangs zurück, als aber die tollsten Dinge behauptet und dem Prinzen Johann Scheußlichkeiten aufgebürdet und in unverzeihlicher Leichtgläubigkeit für wahr gehalten wurden, sah ich mich veranlaßt, mit kurzen Worten die Irrthümer zu berichtigen. Einigen der Gäste gefiel dies, und man forderte mich auf, über noch einige Punkte ihnen Auskunft zu geben. Ich that auch dies gemessen und ohne Raisonnement. Das behagte aber den lebhafteren Gästen durchaus nicht, die sich dadurch in ihren vorgefaßten Meinungen gestört sahen. Sie verlangten ich sollte schweigen, und da ich dies nicht that, noch thun konnte, weil Andere mich fortwährend zum Weitersprechen nöthigten, so stand mein

Nebenmann auf, rief mir zu: „Sein's still! mer wollen's halt nit wisse!“ packte mich an der Brust und machte Miene, mich niederzuwerfen. Ich war so überrascht von dieser seltsamen Art, einen Fremden, der sich in keiner Weise überhoben hatte, zu behandeln, daß nur diese Ueberraschung mich zu entschieden ruhiger Haltung veranlaßte. Meine Mißbilligung aussprechend, hoffte ich wenigstens, daß sich die übrige Gesellschaft meiner annehmen und den fleghaften Altbaier zur Ruhe verweisen würde. Es geschah aber nichts, und so verließ ich denn eine Gesellschaft, die mir einen so auffallenden Beweis althairischer Humanität gegeben hatte. Möglich, daß mich dieser Vorfall gegen das gesammte Münchener Leben mehr als billig verstimmte; recht behaglich habe ich mich wenigstens durchaus nicht gefühlt.“

Was ist das für ein Styl! In den fliegenden Blättern wird eine Arie des Belisario, in der sich dieser dahin äußert, eine jede Thräne des Kaisers solle den Byzantinern einen Strom Blutes kosten, folgendermaßen in's Deutsche übersetzt:

Das ist nicht schön! ein solches Benehmen
Kränkt einen jeden Biedermann sehr,
Biedermann sehr,
Ja Biedermann sehr.

Was würde wohl ein Franzose zu jener Erzählung eines Biedermanns sagen!

Noch ein Zug von der gebildeten Auffassung Stahr's: „Ein kleiner zerlumpter Knabe, der sich mir zum Führer (im Innern einer italienischen Kirche) aufdrängte, ließ mich einen Blick in die ursprünglich liebenswürdige Natur des Volkes thun. Ich gab ihm für seinen unerbetenen Dienst eine kleine Münze, zwei Grazien. Er verlangte die dritte. Wie, rief ich aus, ich erwartete ein Grazie zu hören, als ich Dir ein Geschenk gab, denn Du schienst mir ein wohlherzogener Knabe, und nun verlangst Du mehr? — che vergogna! — Der ruhig sanfte Ton meiner Worte rief eine helle Röthe auf dem schönen Gesicht des Knaben hervor. Er schloß die kleine, schwielige Hand, und sagte mit der lieblich verschämtesten Stimme ganz leise: Grazie, Signor! indem er sein früheres Betragen entschuldigend hinzufügte: siamo tanto poveri!“ Und nun vergleiche man damit irgend eine von den Scenen, die der Demokrat Willkomm mit den italienischen Bettlern hat.

J. B. I. 87—89. Das Ganze ist zu lang, ich will nur den Schluß anführen. „Bei solchen Auspicien blieb mir nun freilich nichts mehr übrig, als Fassung — und Bezahlung. Ich warf dem Postillon noch einen Zehnkreuzer hin, als Vermehrung seines Trinkgeldes und erklärte mit einem derben Fluche, daß er weiter nichts zu erwarten habe, — brummend trollte

er ab.“ Stahr dagegen wird vorzüglich nur durch das Unästhetische des Bettelwesens beleidigt.

Aber Stahr ist kein Aesthetiker von reinem Wasser, kein Kunstmann an und für sich; sein Verstand läuft niemals mit der Phantasie davon. — „Wer in Italien katholisch wird, ist schwachen Verstandes oder ein Schelm. Ich meinstheils bin nicht Romantiker genug, um ein anderes als das Gefühl tiefster Trauer zu empfinden, wenn ich die arme Masse unverständene, lateinische Gebete einem vorplärenden Pfaffen stundenlang nachplärren höre.“

Um so empfänglicher ist er aber auch, wie der wahrhaft Gebildete überhaupt, für das Ursprüngliche und Natürliche in fremden Zuständen. „Ich bin kein romantischer Enthusiast für italienische Volkszustände, aber ich sehe bis jetzt täglich mehr Gutes, als ich nach dem Geschrei so vieler deutschen Michel hier erwartet habe. Es ist ein unverwüthlicher Kern in diesem Volk, der es trotz des elendesten Regiments, das auf seinem Nacken nun schon seit Jahrhunderten lastet, niemals völlig zu Grunde gehen ließ. Denke dir ein Volk ohne alle Erziehung, mit einer Religion, die in barocktes Heidenthum verknüpft, den tollsten Aberglauben befördert, mit einer Verwaltung, die es methodisch aussaugt, die jeden Ansatz zu einem Fortschritt unterdrückt, jeden Aufschwung der Industrie alsbald in Fesseln schlägt, denke dir das Volk in einem Theile seiner höhern Klassen verwirrt durch zu frühe, gewaltthätige Cultur- und Befreiungsversuche, durch Ansichten und Ideen, denen die positiven Grundlagen und Voraussetzungen theoretischer Bildung fehlten, verderbt endlich durch die Tausende von fremden Besuchern, welche es zum Theil mißhandeln, oder durch Verschwendung aufreizen, und im Verein mit den tausenden ehrloser Pfaffen und Mönche durch raffinierte Sittenlosigkeit in seinem edelsten Theile, dem weiblichen Geschlecht, demoralisiren: und du wirst mit mir nur um so mehr den Fonds von Güte und liebenswürdiger Menschlichkeit bewundern, den sich dies Volk dennoch in seinem ganzen Wesen und Behaben bewahrt hat.“

Ihrer ganzen Bildung nach läßt sich schon erwarten, daß Stahr mehr bei der Kunst verweilt, Willkommen mehr im Volksleben, wenn auch beides nicht von einander zu trennen ist.

Stahr's Kunsturtheile zeugen wenigstens stets von einem klaren Auge, und sind zierlich geschrieben. „Es ist ein prächtiger Mensch, dieser Meister Tizian. In der Sinnlichkeit und ihrer schönheitsvollen Wirklichkeit ist ihm so wohl, daß selbst seine Magdalena, die Büßerin, ihm unter der Hand zu ganz etwas Anderem wird. Dies volle, von üppigem Leben blühende Weib, das den Wellensturz der Locken mit der Rechten über der Brust, und mit

der Linken über den Schooß gebreitet niederfließen läßt — es ist vielmehr eine antike Ariadne, die ein Heros, ein Göttersohn verlassen und ihr seine Umarmungen treulos entzogen hat. Darüber klagt sie zu den Göttern, und nur ein Gott kann und wird sie trösten. Auch diesen Akt leidenschaftlich bewegter, schöner Nacktheit konnte der Meister nur unter dem Schirm und Schutze des überlieferten mythischen Motiv's, unter dem Schematismus einer heiligen, spiritualistischen Legende in Scene setzen.“

Die Peterskirche im Innern: „Eins hat diese Größe, diese Verschwendung colossaler Verhältnisse, dieser oft geschmacklos gescholtene Reichthum doch erreicht; ein Gefühl, welches ich sonst nirgend empfunden, erweckte dieser Bau doch bei jedem wiederholten Besuche seines Innern. Es ist die unbeschreiblich wohlthuende Empfindung der Ruhe und Stille, das Gefühl der Sicherheit und wandelloser Festigkeit. Es liegt ein heller, warmer Ton über dem Ganzen, über diesen Marmorwänden mit ihren bunten Mosaiken. Alles ist Stein, Marmor oder Metall. Selbst die Bilder und Gemälde sind von Stein, die Wände vielfarbiger, hellgeschliffener Marmor, wie der Fußboden; die Deckengewölbe Gold und Mosaik. In dieser unvergleichlichen Solidität des ungeheuern Baues, in dieser edelsteinernen Einfachheit liegt das Geheimniß jenes Eindrucks der stillen, sichern Ruhe, liegt die Einheit, welche all' den bunten Reichthum harmonisch in sich zusammenschließt. Es kommt einem vor, als wäre das Ganze nicht künstlich zusammengefügt, sondern als wäre es wie eine ungeheure Riesenblume mit tausend funkelnden und strahlenden Edelsteinblüthen aus der Erde gewachsen. In diesem Gefühle bestärkt uns denn auch die Wirkung der realen, der wirklichen Raumgröße, welche jede Störung hindert oder doch schwächt. Hier wird Messe gelesen und geistliche Musik aufgeführt, dort werden Gerüste aufgeschlagen, es wird gezimmert und gehämmert, genagelt und gepocht; dazwischen wandeln Schaaren von Neugierigen und Fremden, mit frommen Wallern und einheimischen Betern gemischt. Aber keine Thätigkeit stört die andere, und der einzelne, in stumme Betrachtung versunkene Wanderer empfindet sich inmitten aller dieser verschiedenartigsten Umgebung stets in ungestörter, wunderbarer, weltabgeschlossener und doch nicht an strenge Askese erinnernden Einsamkeit, in welcher er ungestört seinen Gedanken und Empfindungen nachhängen kann.“

Ein Fehler, den man Stahr mit Recht zum Vorwurf machen kann, ist das unablässige Literaturbewußtsein, dieses Häufen mit poetischen Citaten aus allen Sprachen und Zeiten. Wir Deutsche sind noch all' zu sehr Schulmeister, selbst in unserm Wiß und unserer Nahrung. Horaz, Heine, Uhland,

englische, italienische und französische Dichter müssen erhalten. Der Grundzug der deutschen Stimmung bleibt aber immer das Heine'sche:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin.
Ein Märchen aus alten Zeiten
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Solche Lieder begleiten den Reisenden auch in seine Villegiaturen, die in unsern Augen den schönsten Theil seiner Reiseschilderungen ausmachen, liebliche Idyllen, bei denen uns wohl um's Herz wird.

Wer Sinn für reine Humanität hat und für die Natur in ihren mannigfach wechselnden Formen, wird dieses Buch nicht ohne Interesse und Belehrung aus der Hand legen. Wir freuen uns auf die Fortsetzung desselben und gehen nun zu dem zweiten Werke über.

Den Titel desselben rechtfertigt Willkomm damit, daß „die Nacht die schönste Zeit ist zu heiterm Lebensgenuß im Süden.“

Die Reise geht über Nürnberg, München, Innsbruck, das Vintschgau, das Veltlin, Mailand, Genua, Livorno nach Rom; in Rom längerer Aufenthalt, dann Neapel, und Rückfahrt über Rom und Venedig. Der zweite Aufenthalt in Rom gibt zu politischer Betrachtung über die neue Phase des Kirchenstaates Veranlassung.

Wir müssen aufrichtig gestehen, daß uns die feine, humane Weise Stahr's mehr zusagt, aber in solchen Sachen ist der Geschmack etwas Individuelles; es gibt gewiß Viele, denen Stahr zu vornehm sein wird und denen das bunte Leben in der Willkomm'schen Reise, der der Verfasser durch häufigen Dialog und ähnliche Kunstgriffe eine Art dramatischer Bewegung zu geben versucht hat, besser gefallen wird. Auch die gemüthliche, epische Breite wird in reichem Maaß angewendet und macht einen gar nicht unangenehmen Eindruck. Hier ein Beispiel seiner Art zu erzählen. „Il passaporto, Signor! redete mich ein schnauzbärtiger, in schmutzig-grüner Uniform steckender Kerl an, dem die Ueberwachung der Grenze, wie es schien, anvertraut war. Ich reichte ihm stillschweigend das Verlangte, stieg aus meiner Kalesche und sah mich vor Allem nach etwas Eßbarem um, denn die scharfe Gebirgsluft hatte mich hungrig gemacht. In dem ziemlich geräumigen Wirthshause gerieth ich zuerst in die Küche. Hier hockte die ganze Einwohnerschaft am oder vielmehr im Kamin, der groß genug war, um wenigstens vier Menschen fassen zu können. Ein helles Feuer prasselte lustig in der Hergenüchle. Darüber hing an rustigen Ketten ein Kessel, in dem irgend etwas Eßbares brodelte. Die halb in und neben dem Feuer

stehende Gesellschaft, bestehend aus dem Wirth, der Kellnerin, zwei Hausknechte und zwei Postillonon, schwatzten eine Sprache, die mir nicht italienisch klang, die aber ganz gewiß nicht deutsch war. Bei meinem Eintritt fuhren sie wie aufgeschreckte Rebhühner auseinander und verstummten, nur die Kellnerin, ein hübsches Kind mit schwarzen Augen kam mir entgegen und fragte, ob ich qualche cosa essen wollte? Ich bejahte kurz ab und verlangte den Speisezettel zu sehen. Darauf bat sie mich, ihr in's Speisezimmer zu folgen, wo ich mir aussuchen könne, was ich wünsche u. s. w." Wenn das nicht homerische Breite ist, so weiß ich in der That nicht! Ein ganz guter Roman dritter Klasse könnte genau eben so anfangen.

Der Styl leidet freilich darunter, z. B. der Satz: „Freilich gehört der Hut in Mailand für einen nur irgend anständig sein wollenden Mann zu den ganz unentbehrlichen Dingen,“ wäre eines gewissen großen Dichters nicht unwürdig. — Recht lebendig ist die Schilderung eines Strococosturmes auf dem Meere, I. S. 195—216, und wird nicht verfehlen, Jeden anzusprechen, der Sinn für Humor und Gemüthlichkeit hat. Und an ähnlichen Erzählungen von Banditen, Prügelseien, Carnevals, Processionen, ist das Buch reich genug. Man sieht überall aus der belebten, drastischen Darstellung, daß man es mit einem geübten Romandichter zu thun hat. Nur ein kleines Fragment aus einer sehr ausführlichen Schilderung des Maccaroni-Essens kann ich mich nicht enthalten, abzuschreiben. „Man denke sich eine ziemlich breite Straße, lang und gegen das Ende sich etwas senkend. Zu beiden Seiten spielen die weißen Schwertflammen vieler Gaslaternen, zuckend in der Abendluft. Auf den breiten Lavaquadern knistern zahllose Lorbeerfeuer unter hohen Kesseln, hinter denen Köche und Köchinnen laut schreiend und gesticulirend stehen, ununterbrochen damit beschäftigt, gargekochte Maccaroni herauszulangen, auf irdene Näpfe zu häufen und sie den hungrigen Umstehenden zu reichen. Bei der Unmasse von Begehrenden, die sich singend und lärmend in unentwirrbarem Knäuel die lange Gasse hinauf und herunter schieben, reichen die Näpfe nicht zu. Das genirt aber den Lazaroni nicht. Lachend reißt er seine dunkelrothe oder braune Sackmütze vom struppigen Haar, schlägt sie ein paar Mal gegen seinen Arm oder auch dem Nächsten an den Kopf, um möglicher Weise ohne seinen Willen darin eingezogene Anstödler von der unrechtmäßig eroberten Stelle zu vertreiben, und läßt sich für einen Gran delicate Maccaroni nebst Sauce hineinschütten. Schon der Duft begeistert ihn. Schmunzelnd schlürft er mit geöffneten Rüstern das göttliche Arom ein, dann schreit er ein paar Mal vor Freude, ruft: San Gennaro, hilf! beugt den Kopf so weit als möglich rückwärts,

thut dann einen kräftigen Griff in die nudelgefüllte Mütze und läßt die triefenden Würmer, die Hand leise schüttelnd, in den schnappenden und vor Seligkeit schmazenden Mund gleiten. Schmeckt es ihm sehr gut, so springt er während des Essens von einem Bein auf's andere und ruft bei jedem neuen Griff in die Mütze den heiligen Januarius an. Ist er fertig, so wischt er sich mit dem zerrissenen Aermel seiner Jacke, oder mit dem, was noch davon übrig ist, wenn er überhaupt einen besitzt, den triefenden Mund, schreit wieder aus Leibeskräften, schlenkert die Mütze an seinem eignen Beine aus, um sie des überflüssigen Saftes zu entledigen und drückt sie wieder schief auf den Kopf." —

Genug! Ein Bild von der Verschiedenheit und den Eigenthümlichkeiten der beiden Reisebeschreibungen wird sich wohl ein Jeder machen können und demgemäß wählen, welches ihm zusagt.

Die Beschreibung des Januarius, die wir hier sehen, ist eine sehr interessante und sehr lebendige Darstellung eines Menschen, der in der That ein sehr seltsames Wesen ist. Die Beschreibung des Januarius, die wir hier sehen, ist eine sehr interessante und sehr lebendige Darstellung eines Menschen, der in der That ein sehr seltsames Wesen ist. Die Beschreibung des Januarius, die wir hier sehen, ist eine sehr interessante und sehr lebendige Darstellung eines Menschen, der in der That ein sehr seltsames Wesen ist.